

Alexa Thiesmeyer ist Juristin, verheiratet und Mutter von fünf erwachsenen Kindern. Sie lebt seit ihrer Kindheit in Bonn und war dort viele Jahre als freie Journalistin und Dozentin tätig. Seit 1987 schreibt sie Komödien, Bühnensketches und Satiren, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz aufgeführt werden. Sie hat Kriminalgeschichten in verschiedenen Anthologien veröffentlicht. »Adenauerallee« ist nach »Melbtal«, »Kottenforst« und »Sonnenblumen zum Selbstschneiden« ihr vierter Roman.

ALEXA THIESMEYER

Adenauerallee

BONN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Komm, weil der Hoffnung Schlösser so leicht und luftig sind,
Bring Wein! denn das Gebäude des Lebens beruht auf Wind.*

Muhammad Schams ad-Din Hafis (1320–1389)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/Soundboy
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-559-2
Bonn Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Herbst 1974 ...

Der rötliche Schein im Westen verblasste. Dunstige Düsternis hüllte den Garten ein, und über die Dächer der Häuserreihe schob sich die Sichel des Mondes. Das Rascheln der Amseln unter den Büschen verstummte, ein Spatz gab ein letztes Tschilpen von sich. Vom Apfelbaum löste sich still ein Blatt.

Der Friede war überwältigend. Aber der Mann in der Strickjacke, der am Rand der Wiese stand, vermochte nicht, ihn zu genießen. Es gab Tage, da war es ihm nicht möglich, da beherrschte ihn die Vorstellung, wie trügerisch alles war.

So lange war es noch nicht her, dass die Stadt im Bombenhagel lag, an einem Vormittag, an dem seine Mutter Äpfel einkochte. *Wir haben Glück gehabt*, schrieb sie an die Front, *viele andere nicht*. Die Trümmer sah er, als er aus dem Osten heimkehrte, wo Granaten seine Freunde zerfetzt hatten. Doch der Anblick der geschundenen Stadt, die er kaum wiedererkannte, war nichts gegen die Bilder des Grauens in seinem Kopf.

Schwer war es gewesen, sich zurechtzufinden. Und bald zu sehen, dass die Welt erneut auf heißer Glut gebaut war, die, wenn sie tüchtig geschürt wurde, ein Feuer nie dagewesenen Ausmaßes entfachen konnte.

Hier, am Sitz der Bundesregierung, würde es zuerst geschehen, hier würde die erste Bombe fallen.

Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und presste die Handflächen gegen die Stirn. Schluss mit solchen Gedanken, sie lenkten ihn ab. Dem Boden entströmte schon nächtliche Kühle, und unter den Sträuchern breitete sich tiefe Schwärze aus. Die erleuchteten Fenster blickten zu ihm herab, als wollten sie ihn mahnen, endlich ins Haus zu gehen.

»Ein paar Minuten noch«, murmelte er vor sich hin. Er hatte sich vorgenommen, noch rasch einen Haufen Zweige zu zerkleinern. Das wäre längst geschehen, wenn die Gartenschere nicht verschwunden wäre. Unbegreiflich.

Langsam drehte er sich einmal um sich selbst. Er hätte schwören

können, dass er sie auf dem Baumstumpf neben dem Komposthaufen abgelegt hatte. Aber dort war sie nicht, auch nicht auf dem Boden daneben. Vermutlich hatte er sie woanders deponiert. Die Woche war aufreibend gewesen, er hatte zu viel gearbeitet, endlosen Sitzungen beigewohnt, bis spätabends an der Schreibmaschine gegessen und zu wenig geschlafen, da war seine Schusseligkeit nicht verwunderlich.

Sein Blick glitt über die Wiese, um den Stamm des Apfelbaums herum und die Buchsbaumhecken entlang, über das Staudenbeet vor der Ziegelmauer bis hin zu dem Dunkel zwischen Blutbuche und Eibe. Unter einem tiefhängenden Zweig schimmerte Metall.

Na, endlich! Erleichtert ging er darauf zu. Nach ein paar Schritten blieb er stehen. Es war nicht die Schere. Das matt glänzende Ding schwebte in Brusthöhe auf ihn zu. Was sollte das? Dieser Stab war ihm vertraut, auch wenn er ihn selbst nie benutzte. Der stammte von seinen Eltern und gehörte in die Küche, an die Hakenleiste über der Arbeitsplatte rechts neben der Spüle. Obwohl er rund geschliffen war, ähnelte er einem Dolch.

Nun erkannte er den ausgestreckten Arm und die Gesichtszüge dahinter. Er lachte gequält. Was für ein Theater! Nach solchen Späßen war ihm nicht. Der geisterhafte Ernst, der das Gesicht zur Maske machte, die zusammengepressten Lippen, die Furche über der Nase, der stahlkalte Blick – das war wie im Krieg.

Sein Lachen erstarb. Und er begriff: Das war kein Scherz.

Fehler, durchfuhr es ihn. Er hatte verhängnisvolle Fehler begangen, von Anfang an. Er war nicht schuldlos, er hatte nicht bedacht ... Er hätte nicht ... Ahnungen und Mutmaßungen ballten sich in seinem Kopf zu schwarzen Wolken. Wenn er wenigstens die Zeichen beachtet, die Kriegserklärung wahrgenommen hätte ... Aus dieser Richtung hatte er nichts erwartet.

Statt zu reden, blieb er stumm. Statt zu handeln, stand er da. Er konnte nicht glauben, was er kommen sah.

Der Stab senkte sich.

Den hatte Mutter *Wetzstahl* genannt.

Der Stab schnellte hoch.

Er hob seine Hände. Die Bewegung war kraftlos, zur Abwehr taugte sie nicht. Für Worte war es zu spät.

Jahrzehnte später

EINS

Der Sessel polterte die Stufen hinab. Grimmig sah Isabell ihm nach. Je mehr es krachte, desto besser. Wenn er mit lautem Knall explodierte, wäre es am besten.

Der Eigentümer des Sitzmöbels lehnte lässig am Geländer in der ersten Etage. »Wozu soll das gut sein?«

Das feine Grinsen in seinen Mundwinkeln war nicht zu übersehen, hinter den Brillengläsern blitzte Spott auf – ein neuer Impuls für ihre Wut. Sie rannte zum Treppenabsatz und versetzte dem Sessel einen weiteren Stoß. Das giftgrüne Ding rumpelte die letzten Stufen hinunter und landete rücklings auf dem Terrazzoboden des Hauseingangs, die gedrechselten Beinchen in der Luft wie ein hilfloser Käfer.

Von oben ertönte Gunters Stimme. »Warum malträtiertst du meine Möbel? Die können nichts dafür. Gib lieber zu, dass ich recht habe.«

»Du hast nichts begriffen«, brüllte sie hinauf. »Nichts!«

»Was vorbei ist, ist vorbei, das kannst du nicht ändern. Es ist blödsinnig, darüber nachzudenken.«

Diese grauenvoll kalte Logik! Sie schnaufte empört. Glaubte er denn nie, dass er irgendwas versäumt hatte? Streifte er die Vergangenheit ab wie benutzte Einmalhandschuhe, weg damit in die Tonne des Vergessens? Nichts bereuen, niemals? Vor allem nicht drüber reden?

Eine neue Welle des Zorns ergriff sie. »Nimm dein Zeug und verdufte! Ich hab genug von dir!« Sie lief zur Haustür, riss sie auf und wandte sich noch einmal zur Treppe um. »Wie doof muss man sein, um das nicht zu kapierten?«

Das war nicht die Isabell Troschert, die man kannte, die Journalistin, die für große Zeitungen schrieb, deren ausgewogene Meinung man schätzte, eine besonnene Gesprächspartnerin von angenehmem, ruhigem Wesen. Eine Furie war sie! Laut, beherrscht, engstirnig und maßlos übertrieben. Sie wusste es, und dennoch konnte sie nicht anders. Nicht an diesem Tag.

Sie schob den Sessel aus dem Haus und platzierte ihn auf dem Bürgersteig nah am Fahrbahnrand, lief zurück ins erste Stockwerk, füllte Gunters Reisetasche hastig mit allem, was von seinem Kram in ihrer Wohnung verstreut lag und nicht zu groß für die Tasche war, ergriff seine Stehlampe und lief erneut treppab. Heute war Abholtag für Sperrmüll. Das verlieh ihren Handlungen etwas Endgültiges, Unwiderrufliches, und das war ihr recht. Wieder treppauf setzte sie, soweit es ihr Keuchen erlaubte, die unterbrochenen Schimpffiraden fort. Sie klangen nicht mehr ganz so überzeugt.

Von Gunters Sachen war nicht viel übrig, stellte sie oben fest. Ein paar Klamotten, die sie sich über den Arm legte, und die afrikanische Riesentrommel. Die sollte sie lieber nicht die Treppe hinunterkegeln, sie musste die Stufen schonen, deren dunkles Holz hier und da schon frische Kerben aufwies, die es dem Sessel verdankte.

Sie schloss ihre Arme um das bauchige Instrument. Prompt verfehlte ihr Fuß die oberste Stufe. Halb taumelnd, halb springend, kam sie auf dem Treppenabsatz wieder ins Gleichgewicht. Nun fiel ihr eine Veränderung auf: Oben lehnte niemand mehr am Geländer.

»Gunter?« Sie legte den Kopf in den Nacken. »Wo bist du, Gunter?«

Die Zimmertüren standen weit offen, aber es kam keine Antwort. Sie vernahm keinen Schritt, kein Hüstel, kein Knarren. Wie merkwürdig. Gunter war an sich von langsamer Natur. Konnte er wirklich so schnell das Weite gesucht haben, während sie am Fahrbahnrand beschäftigt war?

Sie setzte ihren Weg fort, stellte die Trommel zu den anderen Dingen auf den Bürgersteig, warf die Kleidungsstücke dazu und sah die Straße hinauf und hinunter. Wahrscheinlich holte Gunter sein Auto, um damit zurückzukommen und alles einzuladen. Das ging sie nichts mehr an, sie konnte ins Haus gehen.

Ihr fiel ein, dass sie nach der Post schauen musste, das hatte sie seit zwei Tagen nicht getan. Sie öffnete den Briefkasten an der Innenseite der Haustür. Er war leer, allerdings nicht ganz. Auf seinem Boden lag ein Schlüssel. Isabell starrte ihn an, als hege sie die Hoffnung, sich zu täuschen. Es war der blaue Schlüssel, der seit vier Monaten Gunters war. Das war deutlich. Und keineswegs

erstaunlich. *Wie doof muss man sein, um das nicht zu kapieren?* Sie hatte sich im Ton vergriffen und Worte herausgeschleudert, die sie bereute. Gunter war endgültig fort und hatte nicht vor, zu ihr zurückzukommen. Schlagartig begriff sie, wie allein sie war.

War das nötig gewesen, dass sich die Flutwelle ihrer Krise in voller Breite über ihren Freund ergoss? War das eine Lösung des Problems? Eben noch hätte sie begrüßt, wenn das Müllauto alles zermalmt hätte, inklusive Gunter. Doch nun kühlte sie ab, als hätte ihr jemand einen Eimer Wasser über den Kopf geschüttet.

Sollte sie die Sachen zurück ins Haus schleppen? Die elende Plackerei retour – Sessel, Stehlampe, Trommel, prall gefüllte Reisetasche? Alles in ihr sträubte sich dagegen. Schließlich hatte sie heute nur ihren Vater im Kopf haben wollen und nicht diesen vernunftbetonten, nüchternen Gunter.

Heute war Papas hundertster Geburtstag. Sie hatte an ihn denken wollen, nicht irgendwie nebenbei, sondern richtig und mit ganzer Seele. Das war schiefgelaufen. Sie war selbst schuld daran.

Isabell stieg langsam in ihre Etage hinauf, suchte ihr Arbeitszimmer auf und trat an die steinerne Balustrade des kleinen Balkons. Wie oft hatte sie hier als Kind an der Seite ihres Vaters auf die »weißen Mäuse« gewartet, mit Blick nach Norden, Richtung Koblenzer Tor ... Wenn die weißen Jacken und Helme der Motorradeskorte der Polizei endlich auftauchten, rollte mit offenem Verdeck und Standern an den Kotflügeln die glänzende schwarze Staatskarosse heran, und Vater und Tochter winkten von der *bel étage* den Präsidenten oder gekrönten Häuptern zu, die zu ihren Füßen vorbeizogen. Große Momente waren das, fast wie im Märchen, und Jahrzehnte her. Später gab es keine offenen Wagen mehr, die Staatsbesuche verloren ihren Glanz, und als Isabell älter war, blieb die Balkontür zu, weil die Straße sich in einen gähnenden Schlund verwandelt hatte, in dem mit Lärm und Staub der Tunnel für die U-Bahn entstand.

Nun lehnte sie wieder an der Brüstung und blickte zur Fahrbahn, soweit das Laub der Platanen es zuließ. Aber nicht nach Staatsgästen hielt sie Ausschau, sondern nach dem städtischen Sperrmüllwagen.

Sie atmete tief durch, und als ihr Herzschlag ruhiger wurde, versuchte sie zu begreifen, was mit ihr geschehen war. Für Gunter

war das Grübeln über die Schatten der Vergangenheit anscheinend nichts anderes als Zeitvergeudung, während sie es dringend brauchte, um ihr Verhalten zu verstehen. Zwischen ihnen war ein Graben aufgerissen.

Was vorbei ist, ist vorbei, das kannst du nicht ändern. Wie konnte es vorbei sein?

Neunzehn Jahre war sie alt gewesen, als sie nach Paris aufbrach, um ein paar Semester an der Sorbonne zu studieren. *Raus aus dem miefigen kleinen Bonn*, hatte ihr Vater ihr geraten und ihr ein Zimmer nahe dem Arc de Triomphe besorgt. Er hatte sie zum Bahnhof gebracht und ihr eingeschärft, nicht ohne Begleitung im Bois de Boulogne spazieren zu gehen und des Nachts dunkle Gassen zu meiden. Eine Weile lief er neben dem anfahrenden D-Zug her, in dem sie am offenen Abteilstfenster stand. Seine ergrauten Haare flogen auf, seine Krawatte flatterte. *Grüß mir die Seine, Bella!* Sie hörte sich lachen. Sein Gruß kam ihr albern und zugleich poetisch vor. *Wir sehen uns Weihnachten!*, rief sie, als schon mehrere Meter zwischen ihnen lagen. Er zog ein weißes Taschentuch hervor, mit dem er winkte, bis der Zug sie davontrug.

Sie sah ihn nie wieder. Nicht Weihnachten, nicht Ostern und auch die folgenden neununddreißig Jahre nicht. Ihr Vater war fort. Obwohl sie mit solcher Kraft auf seine Rückkehr gehofft hatte, dass es hätte ausreichen müssen, um ihn auf der Stelle herbeizuzaubern.

Natürlich waren ihr allerlei Möglichkeiten eingefallen, die sein plötzliches Verschwinden erklären konnten: Geheimnisse, die mit seinem Beruf als politischer Redakteur zu tun hatten, dramatische finanzielle und sogar kriminelle Verwicklungen, eine Spionageaffäre, aufgrund deren er sich, bevor die Sache aufflog, ins Ausland hatte davonmachen müssen, wo man ihm eine neue Identität gegeben und ihn unter Todesandrohung verpflichtet hatte, jeden alten Kontakt aufzugeben. Es war das Jahr, in dem der DDR-Spion Guillaume gefasst worden war – wer konnte wissen, was sonst noch passiert war, wovon die Öffentlichkeit nie etwas erfahren hatte?

In ihren Studienjahren und ihrem aufreibenden Job war Isabell immerzu beschäftigt gewesen, das Leben hatte sie quer durch Europa getrieben, die aufregenden Themen und Bekanntschaften

hatten sie permanent mit sich gerissen. Es schien immer an Zeit zu fehlen, und das hatte sie gewollt.

Vor viereinhalb Monaten aber war sie aus Paris zurückgekehrt in die erste Etage dieses Hauses aus dem 19. Jahrhundert, wo alles fast unverändert an seinem Platz stand. Diese Räume waren bisher von Freunden, die vorübergehend in Bonn weilten, genutzt worden, und sie selbst hatte sich nur wenige Tage im Jahr hier aufgehalten wie eine Fremde in einem Ferienhaus. Nun wollte sie sesshaft werden, eine Heimat haben, beruflich kürzertreten und zur Ruhe kommen – und hatte nicht geahnt, was es bedeutete, vor dieser Kulisse zu leben. Jetzt schrie es ihr aus jeder Ecke entgegen: Warum hast du damals nichts getan? Wieso hast du nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um herauszufinden, was geschah? Warst du zu faul? Hattest du Angst?

Das war nicht *vorbei*, sondern höchst gegenwärtig. Aber es durfte nicht so weitergehen. Sie musste es überwinden. Oder dieser Wohnung, am besten ganz Bonn mit seiner hauptstädtischen Vergangenheit den Rücken kehren. Und mit jemandem reden, der nicht sagen würde: *Was vorbei ist, ist vorbei.*

Oder tat sie Gunter unrecht, hätte sie ihm mehr erklären müssen? Sie kannten einander noch nicht lange, erst seit Mitte Dezember, als sie, ermattet von ihren Einkäufen, an einem Glühweinstand des Bonner Weihnachtsmarktes gestrandet war und eine ihrer zahlreichen Tüten zu Boden fiel, worauf der Mann am benachbarten Stehtisch sich höflich danach bückte und sich eine Unterhaltung entspann.

Mit einem Seufzer verließ Isabell den Balkon. Sie nahm ihr Handy und wählte eine Nummer, die sie auswendig kannte – die ihrer zehn Jahre jüngeren Halbschwester Pilar, mit der sie bis vor Kurzem nicht viel mehr gemeinsam hatte, als dass sie Töchter derselben Mutter waren. Sie waren nicht im selben Haus aufgewachsen, weil Pilar bei der Mutter gelebt hatte und Isabell bei ihrem Vater, der nicht Pilars Vater war. Erst seit Isabell dauerhaft in Bonn war, hatten sie begonnen, sich einander anzunähern.

Pilar meldete sich nicht. Möglicherweise war sie mit dem Hund unterwegs oder in der Buchhandlung, in der sie neuerdings arbeitete, und ihre Handynummer besaß Isabell nicht, für ihre seltenen

Treffen hatte sie die nie gebraucht. Aber es gab noch jemanden, der für ihr Problem ein offenes Ohr haben könnte. Sie schlug das Telefonbuch beim Buchstaben S auf und blätterte bis St. Ihr Zeigefinger fuhr die eng bedruckten Spalten entlang und fand den gesuchten Namen: Stieger, Freddy, Privatdetektiv. Er war ein alter Freund ihrer Schwester, ein Mann von schwächtiger Statur und zurückhaltendem Wesen. Sie kannte ihn nicht gut, hatte ihn aber vom ersten Moment an gemocht.

»Bin zurzeit nicht im Büro«, vernahm sie seine Stimme auf dem Anrufbeantworter. »In dringenden Fällen erreichen Sie mich ...«

Isabell legte auf. Ihr Vorsatz war erloschen, ihr Schwung dahin. Sie war kein dringender Fall. Der Wunsch, noch etwas über das Verschwinden ihres Vaters herauszufinden, kam ihr jetzt lächerlich vor. Es war viel zu spät, und dass sie fast vier Jahrzehnte gebraucht hatte, um sich dazu aufzuraffen, war unverständlich und peinlich. Ein Armutszeugnis.

Durch die offene Balkontür drang das Rappeln und Scheppern des Sperrmüllautos von der Straße herauf. Isabell rannte hinaus und sah Gunters grünen Sessel im Heck des Wagens verschwinden. Sie schloss die Augen und vernahm das Knacken und Krachen der restlichen Gegenstände, die nun für immer dahin waren.

Was vorbei ist, ist vorbei, das kannst du nicht ändern. Schöne kalte Logik. Und so praktisch, wenn man sie beherrschte.

Die Klänge der Gitarren, das Schnauben der Pferde und Bellen der Hunde, schräge Lieder aus zahlreichen Kehlen, Lachen und Gesprächsfetzen ... Freddy Stieger war versucht, so zu tun, als ob er neben all diesen Geräuschen nichts anderes wahrnähme. Aber immer deutlicher und fordernder drangen sie ihm ins Ohr – die ersten Takte von »Suspicious Minds« von Elvis Presley. Das passte ihm jetzt nicht. Die Stimmung hier draußen war sagenhaft, hätte in keiner Kneipe besser sein können. Das wollte er sich nicht verderben lassen, selbst wenn ihm dadurch ein fetter Auftrag entginge. Doch »Suspicious Minds« gaben nicht auf.

»Dein Handy?«, fragte jemand neben ihm.

Freddy nickte. Der Blick des anderen erschien ihm stechend, beinahe vorwurfsvoll. Er hatte ja recht, man musste drangehen. Von Klienten wurde seine Mobilnummer zwar selten benutzt, aber es konnte Birgit sein, die einen Unfall erlitten hatte, oder die Nachbarn, die Diebe am Fenster oder Flammen im Dachstuhl bemerkt hatten.

Er zog sein Smartphone aus der Hosentasche und blickte aufs Display. *Achim*, las er. Wieso der? Der alte Schulfreund hatte in den letzten Jahren nicht das geringste Interesse an ihm gezeigt, und Freddys Hochzeit im vergangenen Herbst war ihm nicht mehr als eine SMS wert gewesen. Das hatte Freddy tief getroffen. Dennoch freute er sich jetzt. Er hing an seinen alten Kumpeln, selbst an den treulosesten unter ihnen. Unmöglich, den Anruf zu ignorieren.

»Hi, Achim, wie geht es?«

Was Freddy aus dem Handy vernahm, wirkte aufgeregt und hektisch. Achim schien völlig durch den Wind.

»Was ist los, Achim? Was hast du?«

Neben ihm trat Pilar Álvarez-Scholz, Freddys bester Kumpel, seit sie vor dreißig Jahren als junge Studenten in derselben Kneipe gearbeitet hatten, und reichte ihm einen Becher mit dampfendem Kaffee. Sie trug ein besticktes Band um die Stirn und war in einen Poncho aus buntem Garn gehüllt, was ihr mit der schwarzen Lockenpracht und den dunklen Augen das Aussehen einer Hirtin aus den Anden gab. Richard, ihr bärtiger Ehemann, der ungefähr ihr Alter hatte, aber schon stark ergraut war, hielt Freddy einen Pappeller mit einem goldbraunen Reibekuchen, von dem ein köstlicher Duft aufstieg, unter die Nase. Er deutete an, dass der für Freddy bestimmt sei.

»Iss ihn selbst, ich nehme den nächsten«, raunte Freddy ihm zu. Er hatte Mühe, halbwegs zu verstehen, was aus dem Handy zu ihm durchdrang. Um ihn herum war es ziemlich laut.

»Achim, ich bin in Gesellschaft, bitte fass dich kurz.«

Freddy hatte Pilar und Richard begleitet, um ein paar Pferdebesitzern zu helfen, eine Herde Islandponys auf eine andere Weide umzustellen, was offenbar keine Eile hatte. Große Kannen mit heißen Getränken gingen von Hand zu Hand, und auf einem umgedrehten Eimer saß ein weißhaariger Mann im ausgeleierten

Wollpullover und briet unermüdlich *Rievkooche* in Pfannen, die auf Campingkochern standen. Niemanden schien es zu stören, dass ein ungemütlicher Wind über den Hügel fegte und die Füße hier und da im Matsch versanken. Man hätte meinen können, mit einer Naturschutzgruppe irgendwo auf dem Land zu stehen, doch dies war Bonner Stadtgebiet zwischen Autobahn und Kreuzberghang, eines der wenigen noch un bebauten Areale mit einem Rest an Feldern und Wiesen.

»Wann raffst du es endlich? Hörst du mir überhaupt zu?«, tönte es an Freddys Ohr. »Evelyn – sie ist weg!«

»Ach. Seit wann?«

»Vorletzte Nacht. Ihr Handy ist aus, ich hab es x-mal probiert. Und alle Hotels hab ich durch, Freundinnen, Bekannte und so weiter. Nichts zu machen.«

»Polizei?«, fragte Freddy, während er die Nase so dicht über den Kaffee hielt, dass seine Brille beschlug und sein Schnurrbart feucht wurde.

»Quatsch, Polizei. Sie ist einfach abgehauen! Hat sich ihre Handtasche und ihre alberne Fuchsjacke geschnappt und ist kopflos aus dem Haus gestürzt. Da macht die Polizei doch nichts. Ich ruf dich nur an, damit du weißt, dass ich nichts dafür kann. Wäre ja möglich, dass sie bei dir aufkreuzt, sie mag dich, hat sie oft gesagt.«

»Woher soll ich wissen, dass du nichts dafür kannst?«

»Mensch, Freddy, ich bin dein Freund!«

»Habt ihr Streit gehabt?«

»Nicht direkt. Aber du kennst sie ja, sie ist so verdammt spontan.«

»Irgendwas muss doch gewesen sein.« Freddy nahm einen Schluck aus dem Becher. Der Kaffee war schön heiß. »Also?«

»Na ja ... Valerie war zufällig da.«

»Wer ist Valerie?«

»Kennst du nicht. Eine Kollegin.«

»Wo war die *zufällig*? In eurem Doppelbett?«

»Sie war fast wieder raus. Das Problem war, dass Evelyn eine Stunde früher nach Haus gekommen ...«

»Achim«, unterbrach Freddy schroff. »Solche Geschichten kenne ich von Berufs wegen, und privat mag ich sie überhaupt nicht. Bring das in Ordnung. Ihr habt eine Tochter.«

»Die ist noch in Kanada.«

»Sie will in eine intakte Familie zurückkehren.«

»Aber die Valerie ...«

»Schmeiß sie raus. Mach Schluss.«

»Das geht nicht – ich liebe sie.«

»Ach, lass mich in Ruh.«

Verärgert legte Freddy auf. Er trank den restlichen Kaffee in großen Schlucken. Die vielen Ehen, die überall zerbrachen ... Konnten die Leute sich nicht zusammenreißen? Lag die Lust auf Neues so sehr in der Natur des Menschen, dass es kein Halten gab? Dann waren ihm Wildgänse lieber. Die blieben bei dem Partner, für den sie sich entschieden hatten, und holten sich keine Valerie ins Nest.

»Eine unangenehme Nachricht?«, erkundigte sich Pilar.

Er erzählte ihr von Achim und Evelyn. »Könntest du dich ein bisschen umhören, Pilar? Sie wohnen auf dem Brüser Berg, du arbeitest ja dort. Manchmal wissen Außenstehende mehr als der eigene Ehemann.«

»Vom *Umhören* halte ich nicht viel.« Das klang nicht nach Zustimmung. Wahrscheinlich befürchtete sie, dass es auf eine detektivische Mitarbeit hinauslief.

»Vielleicht wird's ja wieder.« Richard, der sich entfernt hatte, trat wieder zu ihnen und reichte Freddy einen Teller mit einem frischen, kross gebratenen Reibekuchen.

»Richy, du Optimist«, sagte Pilar. »Ich kenne mehrere Paare, von denen einer Hals über Kopf abgehauen und nur zurückgekehrt ist, um die Hälfte des Hausrats abzuholen.«

Freddy runzelte die Stirn. »Mich stört es, dass solche Dinge schon fast normal sind.«

In den meisten Fällen mochte auch kein Grund zu übermäßiger Sorge bestehen. Doch wie er Evelyn einschätzte, befürchtete er, dass sie etwas Unüberlegtes tun könnte. Er empfand die zierliche, ernste Frau als extrem verletzlich. *Eine Mimose* hatte irgendwer sie genannt. Zwei gute Jobs hatte sie aus diesem Grund gekündigt, und niemand hatte es verstanden. Eine Geliebte im eigenen Haus musste für Evelyn die schlimmste aller möglichen Beleidigungen sein. Und sie pflegte ihre Entschlüsse in rasantem Tempo zu fassen. *Kopflos*

und *verdammt spontan* – das passte. Es war nicht ausgeschlossen, dass sie ohne zu zögern bis zum Äußersten ging. Dass sie sich vor einen Zug warf, von einer Brücke in die Tiefe sprang ...

Freddy musterte das fettige Kuchlein auf dem Teller in seiner Hand. Ihm war der Appetit vergangen.

»Machst du dir Sorgen um sie?«, erkundigte sich Pilar neben ihm. »Du siehst so aus.«

»Nicht doch, Fred«, meinte Richard gemütlich. »Ich schätze, sie ist auf eine Trauminsel in der Südsee geflogen und pfeift auf das Miststück von Ehemann.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, sagte Freddy, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, dass Evelyn sich irgendwelchen Vergnügungen unter Palmen hingab, um ihren Kummer zu verdrängen. Aber man konnte es nicht wissen. Immerhin sah er sich nun in der Lage, in den Reibekuchen zu beißen.

Den schäbigen Pappkarton auf dem Kleiderschrank im Schlafzimmer hatte Thomas Teckelberg schon lange nicht mehr bewusst wahrgenommen. Es war ewig her, dass er ihn dorthin gestellt hatte, nachdem sein Vater in ein Pflegeheim gezogen und ein Großteil seines Hausstands in dieser Wohnung und dem zugehörigen Kellerraum gelandet war. *Ich schau in den nächsten Tagen da rein*, hatte Thomas damals zu Marion gesagt. Aber daraus wurde nichts, und in der dunklen Ecke neben der Gardine geriet der Karton bald in Vergessenheit.

Wenn es nach Thomas gegangen wäre, hätte das Ding noch weitere Jahre dort oben einstauben dürfen, es fiel ja nicht besonders auf. Doch Marion nervte ihn damit, dass der Karton dort verschwinden müsse, weil sie alles säubern und die Wände frisch streichen wolle, denn mit dieser miesen, kleinen Wohnung müssten sie sich wohl für immer abfinden – und deshalb sei Verschönerung das Mindeste, was sie tun könne, um es hier noch länger auszuhalten.

Thomas fand die Vier-Zimmer-Wohnung in dem mehrstöckigen Haus in der Weststadt ideal für eine vierköpfige Familie und kein bisschen *mies*. Man war schnell in der Innenstadt, merkte

kaum was von der nahen Autobahn, hatte Bäume vorm Balkon und zahlte sich nicht dumm und dämlich, sogar die Nachbarn waren in Ordnung. Was wollte man mehr?

»Holst du die Kiste jetzt bitte vom Schrank und siehst sie durch?« Sie sagte es zum dritten Mal, und es klang deutlich gereizt. »Aber stopf sie nicht zu dem anderen Kram!«

Er wusste, was sie meinte: Der kleine Kellerraum war völlig überfüllt, und was sich dort staute, war in erster Linie das Zeug seines Vaters. Aber Marions Ungeduld passte Thomas nicht. Und ihre ständige Unzufriedenheit noch weniger. Die Verschönerung der Wohnung war wieder so eine Idee, die sie bestimmt nicht durchzog, so wie ihr Wunsch, irgendwas an der Uni zu studieren, im Sande verlaufen war. Sie hatte keinen einzigen Versuch gestartet, an einen Studienplatz zu gelangen, ja, nicht einmal überlegt, welches Fach es sein sollte, was man von einer Frau mit Mitte dreißig doch hätte erwarten können. Stattdessen hatte sie sich dreimal die Haare umgefärbt, einen Haufen Klamotten gekauft und ihren Job bei einer Ärztin für Allgemeinmedizin geschmissen, um eine bequemere Teilzeittätigkeit in der Privatpraxis eines emeritierten Professors anzunehmen. Und wozu die Wohnung streichen, die es noch lange nicht nötig hatte? Thomas verstand es nicht, wollte aber keinen Streit entfachen.

»Ich kümmerge mich morgen drum.« Oder übermorgen oder nächste Woche, sagte er sich im Stillen. »Jetzt bin ich kaputt von der Arbeit, ich hab heute zeitig angefangen.«

»Das ist doch kein Kraftakt, mal eben da reinzugucken. Am Montag ist Altpapiersammlung, dann wäre das erledigt.«

»So Knall auf Fall kann ich das nicht entscheiden. Schließlich gehören die Briefe meinem Vater.«

»Als wenn er das noch mitbekäme! Der kann einen Brief nicht vom Klopapier unterscheiden, der ist völlig daneben.«

Thomas erwiderte nichts, zog sein Sakko aus und hängte es auf einen Bügel. Den aufwallenden Ärger sah man ihm an, bemerkte er im Spiegel. Der verkniffene Mund passte nicht zur Stupsnase, die gerunzelte Stirn nicht zu den Gesichtszügen, die ansonsten recht jungenhaft wirkten, obgleich er Mitte vierzig war. Beschwichtigend lächelte er seinem Spiegelbild zu. Marions geringschätzigte Bemer-

kungen über seinen Vater waren nichts Neues. Es war zwecklos, darüber zu debattieren.

Während Marion in der Ecke neben dem Kleiderschrank herumkramte, begab sich Thomas in die Küche, nahm ein alkoholfreies Weizenbier aus dem Kühlschrank und ging damit ins Wohnzimmer. Er ließ sich auf dem Dreisitzer nieder und legte die Füße auf die Tischplatte.

Mist, dachte er. Vergessen, die Schuhe auszuziehen. Er angelte sich die Tageszeitung heran, die dort ausgebreitet lag, und schob sie unter seine Hacken. Das Bier trank er aus der Flasche. Als der erste Durst gelöscht war, las er wahllos die Überschriften, soweit seine Schuhe sie nicht verdeckten.

Die aufgeschlagene Seite enthielt das Feuilleton. Das interessierte ihn nicht, Sport wäre besser gewesen. Doch als er sich zurücklehnen wollte, fiel ihm ein Name ins Auge. Er beugte sich weiter vor. Der Artikel handelte von französischer Literatur, und geschrieben hatte ihn *Isabell Troschert, Paris*. Der Vorname sagte ihm nichts, aber der Nachname kam ihm bekannt vor. Er wäre ihm nicht aufgefallen, wenn sie nicht über die Kiste gesprochen hätten, oder war es nicht derselbe?

Thomas sprang auf und lief ins Schlafzimmer hinüber, während er flüchtig dachte, dass es ihm eigentlich egal sein könnte.

Marion stand gebeugt vor der geöffneten Kommode und wühlte in einem Berg Pullover. Sie hob verwundert den Kopf. »Genug ausgeruht?«

Er schob einen Hocker neben den Schrank, stellte sich drauf und zog vorsichtig den maroden Karton herunter. Eine Wolke feinen Staubs wehte ihm entgegen. Er klappte den Pappdeckel halb auf und sah es sofort. Zuoberst lag ein Briefumschlag, der ihm die Rückseite zuwandte und den mit schwarzer Tinte geschriebenen Absender zeigte: *Bernhard Troschert*. Derselbe Nachname wie in der Zeitung. Aber war das wirklich so erstaunlich? Den Namen konnte es öfters geben. Und schließlich hatte der Freund seines Vaters in Bonn gewohnt, und die Autorin des Artikels lebte in Paris. Die beiden mussten nichts miteinander zu tun haben.

Thomas trug den Karton ins Wohnzimmer. Da er ihn nun schon heruntergeholt hatte, wollte er die Sache sofort hinter sich bringen.